

Unbegreifliche Dummheiten.

Von Th. Gaudert.

Im allgemeinen ist die Ansicht verbreitet, daß in dem Verbrechertum ein sehr hoher Grad von Intelligenz liege. Und wenn man der vielen Hüllen und Schlingen gedenkt, in denen die Kunst der Gauner, Hochstapler und Beutelschneider ihr Opfer zu fangen weiß, ist diese Ansicht auch völlig gerechtfertigt; andererseits aber kann man sagen, daß selbst die geriebensten Verbrecher oft die allergeblichsten Regeln der Klugheit und Vorsicht außer acht lassen und sich so selbst ans Messer liefern, wie dies zwei besonders markante Fälle aus jüngerer Zeit schlagend beweisen.

Im Jahre 1887 hatte die belgische Staatsbank in Brüssel auf einen von dem Frankfurter Bankhause Oppenheim ausgehenden Chef, welcher brieflich und telegraphisch avisiert worden war, an einen Engländer ein Vermögen in baarem Gelde ausgezahlt; es waren 150,000 Francs. Nach Empfang des brieflichen Auftrages war, wie dies im internationalen Bankverkehr üblich ist, der Sicherheit wegen eine telegraphische Bestätigung der Zahlungsbefehle erbeten worden, die denn auch pünktlich einging. Zwei Tage später traf der avisierte Chefinhaber ein, und das Geld wurde ihm anstandslos ausgezahlt. Als dann die Firma Oppenheim von der Ausführung des Auftrages benachrichtigt wurde, stellte es sich heraus, daß die Bank einem schlaun eingefädelten Betrüger zum Opfer gefallen war, denn das erste Schreiben, das Telegramm und der Chef waren gefälscht.

Der Empfänger der Geldes war eine hohe imponierende Erscheinung mit blondem Haar und Bart, und der Kassierer entsann sich seiner genau. Hatte er dem Fremden doch selbst die großen Scheine in die mit einem schwarzen Handschuh bedeckte Rechte gelegt. Denn es war ihm aufgefallen, daß jener mit der rechten Hand ziemlich unbehilflich die Scheine zusammenfing, da ihm augenscheinlich der Mittelfinger derselben fehlte. Der Handschuh war nach diesem Defekte gearbeitet und wies nur den Daumen, Zeige-, Ring- und Kleinen Finger an.

Natürlich kam die ganze Polizei des Continents und Englands auf die Beine. Der Betrüger hatte nur ein mangelhaftes Französisch mit englischem Accent gesprochen, aber obwohl der Telegraph sofort die genaueste Personenbeschreibung des Mannes mit dem fehlenden Mittelfinger in alle Weltgegenden trug — er blieb verschwinden.

Es ist bei der Berliner Kriminalpolizei, und auch wohl anderwärts, üblich, daß die Alten unentdeckt gebliebener Verbrecher in keinem Falle völlig beiseite gelegt, sondern vielmehr jährlich nachgesehen werden, wie denn auch die Nachforschungen niemals ganzlich aufhören. Auf diese Weise bleiben nicht allein die mit dem Kriminalfall speziell betrauten Beamten, sondern auch alle übrigen stets genau orientiert.

Nun kam kürzlich die Nachricht aus Wien nach Berlin, daß dort eine Frau verhaftet worden sei, welche mit der flüchtigen Ehefrau des Raubmörders Gönzli, der im Herbst 1898 die Rentiere Schulze nebst deren Tochter in Berlin ermordet hatte, identisch schiene. obgleich es völlig widerwärtig schien, daß das raffinierte Verbrecherpaar, das absolut gar keine Spur hinterlassen, doch noch in Europa, noch dazu in seiner Heimath Oesterreich aufhalten sollte, wurde doch ein Berliner Commissar, dem die Frau persönlich bekannt war, nach Wien abgesandt.

Die Verhaftete war nicht Frau Gönzli, aber der Beamte war trotzdem nicht umsonst gereist. Beim Passiren der österreichischen Grenze wurde kein Gepäck von den Grenzbeamten untersucht, und mit dem feinsten zugleich das eines in Brasilien anfallenden Franzosen. Da dieser Fremdling den Steuerbeamten ziemlich schroff begegnete, nahmen diese es mit der Neugier recht genau und warfen ihm den Inhalt des ganzen großen eleganten Koffers heraus und völlig durcheinander. Blötzlich sah der Berliner Beamte, welcher dabei stand und mit Ungeduld auf seine eigene Abfertigung wartete, aus einer am Zwischenboden des Koffers angebrachten Tasche einen alten schwarzen Handschuh herausfallen, der nur vier Finger aufwies und augenscheinlich eigens für jemand angefertigt war, dem der Mittelfinger fehlte. Es war ein Handschuh für die rechte Hand! Das Gesicht des französischen Brasilianers farbte sich für einen Augenblick dunkelroth und schnell schob er den Handschuh in die Koffertasche zurück.

Der Berliner Commissar, von dessen geübtem Auge sofort der vor elf Jahren gefundene Brüsseler Bankraub ganz deutlich stand, machte kurzen Prozeß. Er legitimirte sich durch seinen von dem österreichischen Vorkassier in Berlin beglaubigten Paß bei dem österreichischen Grenzcommissar, sagte dem erkrankenden Brasilianer den Brüsseler Gaunerstreich auf den Kopf zu und hatte die Genußthung, daß der österreichische Kollege den vornehmen Fremden verhaftete und mit demselben in seiner und noch eines Beamten Begleitung nach Wien abcampirte.

Hier war man im ersten Augenblick über das schnelle Verfahren etwas betreten, aber die Wiener Polizei greift trotz aller Liebeshuldigkeit und Gemüthlichkeit fest zu; der vierfingerige alte, augenscheinlich längst vergessene Handschuh verhehlte seinen Eindruck nicht. Man behielt den Fremden ungeachtet seiner anscheinend richtigen Reaktionspapiere in Haft, und telegraphirte sofort nach Brüssel. Drei Tage später fanden sich auf der Wiener Stadthauptmannschaft zwei Herren ein; es war der Hauptkassier der Belgischen Bank in Brüssel und ein alter Votter derselben, welcher den angeblichen Engländer eingeführt hatte. Beide Herren erkannten den Betrüger, trotz der vielen inzwischen vergangenen Jahre, mit aller Bestimmtheit wieder. Da auch alle Angaben des Brasilianers über seine Herkunft, sowie über sein Vorleben sich als lügerisch erwiesen, so ist es sicher, daß man in ihm ein hervorragendes Mitglied der internationalen Gaunerbanden ergriffen hat.

Wie war es möglich, so muß sich jedermann fragen, daß ein so geriebener Spitzbube so dumm sein konnte, diesen unglückseligen Handschuh, nachdem er seinen Zweck erfüllt und die Polizei irregeleitet hatte, nicht zu vernichten? Der Spitzbube hat natürlich alle seine Finger, vermag aber, wie vielfache Experimente feststellen haben, den Mittelfinger ganz nach gegen die Handfläche zu legen. Eine unglückselige Nachlässigkeit war dieses Anheben des Handschuhs! Und doch eine Thatfache.

Was den zweiten Fall von geradezu verblüffender Dummheit anbelangt, so hat sich im Laufe des Jahres 1898 ein sehr angenehmer Einwohner des unmittelbar bei Berlin liegenden großen, 63,000 Einwohner zählenden Kirchdorf als ein alter berüchtigter Einbrecher und Zuchtthäter entpuppt. Der Mann führte ein Doppelleben. Bei Tage war er der ehrenfeste fleißige Tischlermeister, der Pferde und Wagen sich hielt und sein Gesellen beschäftigte — des Nachts war er Dieb und Einbrecher. Wie viel Schlauberei, wie viel Energie gebort nicht dazu, sich ein Doppelleben jahrelang fortzuführen!

Und doch kam er zu Falle durch eine Dummheit, die selbst bei einem Anfänger unbegreiflich gewesen wäre. Er wollte nämlich im September 1897 ein gefoltenes Werthpapier von 1000 M. bei einem Berliner Bankier verkaufen. Der Kassierer sah natürlich vor der Auszahlung des Betrages die Liste der verloren gegangenen und als gefolten gemeldeten Papiere durch. Die Nummer des Papiers befand sich unter den letzteren, und der Tischlermeister wurde verhaftet. Er gab sich nun einen falschen Namen, behauptete ein in Amerika geborener Pole zu sein und führte die Polizei und den Untersuchungsrichter durch immer neue Ausflüchte derartig in der Irre herum, daß diese vor einem schier unlösbar scheinenden Räthsel standen.

Während dieser Zeit befand sich die Tischlerwerkstätte in Kirchdorf, ja die ganze dortige Einwohnerzahl, in großer Aufregung wegen des spurlosen Verschwindens des Tischlermeisters, und, so unglücklich das klingt, die Behörde, auch die natürlich benachrichtigte Berliner Polizei, neigte zu der Annahme, daß der allbekannte wohlhabende alte Herr einem Verbrechen zum Opfer gefallen sei. Denn für sein Verschwinden gab es absolut keine Erklärung, er erreichte sich des besten Rufes, seine Vermögenslage war eine durchaus geregelte, und sein Geschäft, das vorläufig von dem Altgesellen weiter geführt wurde, ging flott.

Da hatte in den letzten Tagen des Jahres in Kirchdorf stationirte Gendarmereioberwachmeister in Noabit einen Termin wahrzunehmen. Während er auf dem Korridor von dem Verhandlungszimmer auf und ab ging, wurde ein Untersuchungsgefängener, der auf dem weißen Pappschilde vorn auf der Brust die Nummer 79 in großen schwarzen Zahlen trug, zum Verhör bei ihm vorbeigeführt. Trotzdem der Gefängene das Gesicht abwandte, schien seine Figur dem alten Wachmeister bekannt. Zwei Schritte — und der Beamte stand vor dem verschwundenen Tischlermeister.

Nun rollte sich der Vorhang sehr schnell auf. Man hielt bei dem wohlhabenden, ehrenhaften Tischlermeister Hausfuchung ab, fand viele, ebenfalls aus Einbrüchen herkommende Werthpapiere, Juwelen und Schmuckstücke, konnte feststellen, daß der brave Mann einen ganz anderen Namen hatte, als er in Kirchdorf führte, und endlich, daß er bereits viele Jahre im Zuchtthaus gefesselt hatte! Trotz der Gewandtheit, mit welcher der Mann sein vergangenes Leben zu verkleinern mußte, trotz der Energie und Kühnheit, welche er bei seinem Doppelleben entwickelte, hatte die Dummheit einer schwachen Stunde ihn ins Verderben geführt. Und so ergeht es den meisten Verbrechern.

Mamsjell Gittchen.

Stizze nach dem Leben von A. Ritterberger.

Frau von Othen ist sehr unglücklich. Zum ersten Mal in ihrer Ehe, die nun schon drei Monate alt ist, hat ihr Gemahl ihr einen Wunsch abgelehnt. Sie hat ihr Köpfchen darauf gesetzt, das Madeln zu erlernen. Er thut es doch auch, und sie hat sich das so allerliebste gedacht, mit ihm in die Stadt radeln zu können in einem recht hüben Kostüm, aber er hält es für unweiblich und ist nicht zu bewegen, ihr die Erlaubnis zu ertheilen. Er sagt, ihr hübschen jederzeit Wagen und Pferde zur Verfügung, sie könne fahren und reiten, so oft sie wolle. Er selbst habe nur aus praktischen Gründen sich ein Rad angeschafft, und er sei kein Mann, und er wolle ihr gern alle Wünsche erfüllen, soweit dies möglich, aber ihr das Madeln erlernen — nimmermehr!

Mit diesem grausamen Bescheid, der an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen, war er vor einer halben Stunde davongeradelt, nachdem sie ihm sehr hübsche Worte gesagt hatte. Heftig erregt rennt Henni von Othen in ihr Schlafzimmer auf und ab — sie will ihm schon zeigen, daß sie sich so etwas nicht bieten läßt, sie will — sie will — ja, was will sie denn? Sie hält ihre Schritte an und legt die kleine Hand an die Stirn. Und dann hat sie's. Ja, sie will fort, zu ihren Eltern, heute, gleich, sobald der nächste Zug geht.

Papa wird ihr sofort ein Rad kaufen, und wenn Votter sie wieder haben will, soll er sie nur holen, aber mit ihrem Rad. Ihr Entschluß ist gefaßt. Sie geht in ihr Schlafzimmer und beginnt ihre Sachen zusammenzuliegen, nur das notwendigste vorläufig. Dann schiebt sie nach dem Nachplan, schließt und bezieht den Wagen zur Station auf elf Uhr. Und dann schreibt die eigenhändige kleine Frau ein paar Zeilen an den Gatten: Sie sei todtnähe, weil sie die Leherzeugung gewonnen, daß er sie nicht so liebe, wie sie ihn, denn sonst hätte er ihr unmöglich den Wunsch abgelehnt, und sie halte es für besser, eine Zeit lang in ihren Eltern zu reisen; sie lehne sich nach deren opferwilliger Liebe, die ihr bis jetzt nie etwas verlagte habe. — So, der Brief wird geschlossen und auf des Gatten Schreibtisch gelegt. Es klopfte, und Nanette, das Zimmermädchen, tritt hastig ein, sichtlich in großer Aufregung. „Ach bitte, gnädige Frau, erschrecken Sie nicht. Denken Sie sich nur — Mamsjell Gittchen — als ich ihr eben das Frühstück bringen wollte — ich hatte schon vor zwei Stunden geklopft, gnädige Frau — und ich bin immer sehr aufmerksam für Mamsjell Gittchen — ja, da antwortete sie nicht, so daß ich dachte, sie schlief noch und da wollte ich nicht hören — ich bin immer so rücksichtsvoll, das wissen ja gnädige Frau — und ich dachte, der alte Herr ist der Schlaf zu gönnen. Ja, und nun war ich eben wieder oben, mein Gott, die Treppen sind ja hoch, aber, ja — und —“

„Am Gottes willen, Nanette, reden Sie nicht so lange, sagen Sie mir endlich, was ist denn passiert, was ist mit Mamsjell Gittchen?“

„Ach ja, also, ich klopfte wieder und sie hörte nicht, und da dacht' ich doch, es könnt' ihr etwas zugefallen sein, und auf — ja — hu — hu — da, als ich die Thür aufmachte, da sah ich's gleich —“

„Ja was denn?“

„Das ist tot, war, die Mamsjell Gittchen! Wahr und wahrhaftig tot! O, den Schrecken, den ich hatte! Und ich lief gleich nach unten in die Küche, und nun, da der gnädige Herr nicht da ist, meint' ich, die gnädige Frau müßte es doch erfahren, und ob man den Doktor holen soll —“

„Gewiß, sofort, Nanette. Nein, so plötzlich — Mamsjell Gittchen tot! — und wie leid mir das thut! Der Herr hängt so sehr an ihr. Schnell, Johann soll sofort nach dem Kreis-Physikus fahren, und eins soll inzwischen der Bader aus dem Dorf holen — ich will auch gleich selbst nachsehen, vielleicht ist es gar nicht wahr, nur eine Ohnmacht.“

Die junge Frau zittert am ganzen Körper, und als jetzt die Wirthschafterin eintritt und in ruhigen Worten Nanette's Hofschaffin befragt, bricht sie in Thränen aus. Der Tod unter dem Dache! Das ist ja doch immer etwas Gräßliches, Schwers!

Sie selbst hat der Verstorbenen erst seit kurzer Zeit nahe gestanden, aber dennoch empfindet sie das Scheiden schmerzlich. Mamsjell Gittchen ist auf dem Gute alt geworden. Sie konnte schon seit Jahren nichts mehr leisten, als ein bißchen stiften und stiften, sie konnte nicht mehr aus ihrem Stübchen heruntergehen, der Treppen wegen, aber es wurde treulich für sie geforgt von dem Sohn und Entel ihrer früheren Herrschaft.

Mamsjell Gittchen hatte durch zwei Menschenalter Freud und Leid mit der Familie von Othen getragen. Als die junge Frau vor drei Monaten in's Haus kam, da hatte ihr Gatte sie am ersten Tage gleich in das Mansardenstübchen geführt und der Alten sein Glück dargelegt. Bewundert hatte da Henni sich in dem Gemach umgesehen. Es war ihr wie ein Märchen erschienen: die alte Frau, das Spinnrad in der Ecke, die Möbelstücke aus vergangenen Zeiten — in Dorndörnschen's Zauberschloß fühlte sie sich verlegt!

Gar liebe Worte hatte Mamsjell Gittchen für das junge Paar gehabt, und mit fast ehrfürchtigen Gefühlen hatten die zwei glücklichen Menschen den Raum verlassen. Noch manchmal hatte Frau Henni dann bei der Alten gesessen.

Der Bader kommt und fast zur selben Zeit der Herr Physikus. Der Tod ward konstatiert. Frau Henni ist mit in das Sterbezimmer gegangen. In stummer Ehrfurcht steht sie am Lager der Schilms-

merden — sie hat noch nie einen Todten gesehen, aber dieser friedliche Anblick schreckt sie nicht. Sie dringt sich über das stille Antlitz und schreit zusammen, als der Arzt jetzt fragt: „Wie ist der Name der Verstorbenen?“

„Mamsjell Gittchen.“ so erwidert sie, und über die ersten Jüge des Arztes liegt ein Lächeln bei dieser Antwort. „Mamsjell Gittchen. Das kann mir nichts helfen — ich muß den ganzen Namen, Vor- und Zunamen und den Geburtstag wissen.“

Die junge Frau erröthet. Wie fest-sam, wie weiß gar nicht, wie Mamsjell Gittchen eigentlich heißt. Sie schelt — die Wirthschafterin erscheint. Nach die weiß den Namen nicht — sie ist noch neu in ihrem Amt. Aber sie wird unten fragen, bei den Leuten. Nach kleiner Weile kommt sie ganz befürzt wieder. Niemand im Haus kennt „Mamsjell Gittchen's“ Familiennamen. Es wird nichts übrig bleiben, als in ihren Sachen zu suchen. Der Arzt meint, dann wolle er erst seine Patienten im Dorf besuchen und später nochmals dorthin kommen. Die Wirthschafterin erbietet sich, in Gegenwart der gnädigen Frau die Kommode zu öffnen — es müsse sich doch etwas finden. Aber Henni weist die Hilfe zurück. Es widerstrebt ihr, die Fremde in der Habe der alten treuen Hausfreundin wühlen zu lassen. Sie selbst will es thun.

Die Wirthschafterin geht und Henni kniet vor der alterthümlichen Kommode nieder und schließt das unterste Fach zuerst auf. Ein Duff von weltem Rosen und Weibstaub strömt ihr entgegen, und sie erblickt saubere weiße Wasche, jedes Stück mit B. S. gezeichnet. Henni sieht Alles durch und zuletzt findet sie das Gefäch in einer ziemlich großen Schatulle in der hintersten Ecke der Schublade. Ein harter Lavendelduft steigt aus der Schatulle — es ist der Duft der Vergangenheit! Da ist der Aufschrein von Mamsjell Gittchen: Brigitte Saattmüller, Tochter des Inspektors Johann Christian Saattmüller und dessen Ehefrau Jakobine geb. Holzmann. Dann folgten die Tauf-papiere und die Unterfchrift des Geistlichen.

Henni legt das Dokument sorglich auf den Tisch und beschwert es mit dem Raschein. Wenn der Arzt zurückkommt, ist es zur Hand. Dann unterzieht sie die übrigen Papiere einer flüchtigen Durchsicht: Taufpapiere, Konfirmations-schein, den Trauschein der Eltern, ein Sparlassenbuch, alte vergilbte Briefe und zuletzt, auf dem Boden der Schatulle, ein Paket, umhüllt mit einem starken Papierbogen und schwarzem Band. Es trägt die Aufschrift: Dieses sind die Briefe meines geliebten Brautigams, mit dem ich drei Jahre einen glücklichen Brautstand geführt habe. Vier Wochen vor dem zur Hochzeit bestimmten Tag hat ihn ein jäher Tod von mir genommen. Ich bin nun ganz allein in der Welt und bin erst zwanzigjährige Jahre alt. Wer nach meinem Tod diese Briefe findet, soll sie unbesehen verbrennen.

Brigitte Saattmüller. Frau Henni harret eine ganze Weile schweigend auf das Paket, und dann schluchzt sie auf. Ein ganzes Menschenleben liegt vor ihr in diesen Worten.

Noch einmal tritt sie zu der Todten, und ganz andächtig streicht sie über die kalten Hände, über die geschlossenen Augen. Dann nimmt sie die Briefe an sich, verflüchtigt die Kommode sorgfältig und steigt langsam die Treppe hinauf. Sie geht in ihres Mannes Arbeitszimmer; dort, im Kamin, will sie, den Wunsch der Todten ehrend, die Briefe verbrennen. Kein Auge soll sie erblicken.

Dieses Roth steigt Frau Henni ins Antlitz, als sie von der Schreibtischplatte den Brief, den sie an den Gatten gerichtet, leuchten sieht. Ihr ist, als sei eine unendliche Zeit vergangen, seit sie ihn geschrieben. Mit rascher Bewegung ergreift sie ihn und über-giebt erst ihn, dann das Paket dem Flammen. Und sie schämt sich, schämt sich ihrer Thorheit, ihres Eigennutts, und dann treut sie sich ihres Glückes. In ein paar Stunden wird er wieder bei ihr sein, der liebe, beste Mann und er wird ihr verzeihen und sie heizen und küssen, und sie wird nie wieder so thöricht sein, ihm zu sühnen, wenn er ihr einen Wunsch abschlägt. Sie ist ja so glücklich!

Auf der Lokomotive. Die Geschichte einer wilden Fahrt. Von H. de Griesing.

Am 27. April 1881 war die Lokomotive „Constantine“ in's Depot von Algier zurückgekehrt, um dort einer eingehenden Reinigung unterzogen zu werden; der Heizer und der Lokomotivführer waren damit beschäftigt.

Während der Zugführer und der Heizer sich von dem Aufstehen unter-hielten, der unter den West- und Süd-schienen Algiers ausgebrochen war, fand in dem Bureau des Chefgenieurs eine Unterredung statt.

Herr Kerguevond, der Ingenieur, unterhielt sich mit General Leteral, dem Militärgouverneur der Stadt Algier.

„Die Kabel, welche Tunis und Co-

leta mit Constantine und Algier ver-banden, sind abgebrochen.“ sagte er, „wir haben nicht eine einzige Depesche erhalten.“

„Wie soll man es nun anfangen, um mit dem Westen der Kolonie, mit Guelma, Tebessa, Bone und Philippe-ville zu korrespondiren?“

Herr Kerguevond wollte eben ant-worten, als es an der Thür klopfte und der Subdirektor der algerischen Ostbahn mit verärrter Miene eintrat.

Die Jüge passiren nicht mehr zwi-schen Saïda und Ben-Kebir.“ rief er, „der Stamm der Lieb-Siamahs hat die Schienen an mehreren Stellen in einer Länge von 10 Kilometern ge-sprengt.“

Der Militärgouverneur wurde blaß und murmelte mit erschütterter Stimme: „Aber der General Logerot mußte doch von dem Vorgefallenen unterricht-lich werden und die Munitionen und Lebensmittel erhalten, um die er ersucht hat.“

„Wir müssen einen Entschluß fassen.“ sagte Herr Kerguevond und fragte den Subdirektor: „Haben Sie unter Ihren Lokomotivführern tüchtne, energische, muthige Männer?“

„Gewiß.“ verlegte dieser, „daran fehlt es nicht.“

„Lassen Sie einen kommen!“ Der Subdirektor beneigte sich und lehrte bald in Begleitung des Loko-motivführers Laurent zurück.

Der Ingenieur betrachtete ihn einen Augenblick schweigend.

„Die Telegraphendrähte.“ sagte er, „sind auf der Strecke von Guelma nach Guelma durchschnitten worden; die Schie-nen sind in Brücken von 20 bis 25 Metern zwischen Saïda und Ben-Kebir zer-stört, der Feind rückt nach der Sta-tion vor, und der General Logerot er-wartet einen Zug Lebensmittel und Munition. Glauben Sie im Stande zu sein, einen Zug bis Mendjana zu führen?“

„Ja.“ verlegte Laurent einfach. „Gut, legen Sie Ihre Maschine in Stand, Sie werden heute Abend um 8 Uhr abfahren.“

Laurent verließ das Zimmer; als er verschunden war, wandte sich Herr Kerguevond zu dem Subdirektor und dem Militärgouverneur, die Zeugen dieser Unterhaltung geblieben waren.

„Der General Logerot wird seinen Zug haben.“ sagte er zu ihnen. Eine Stunde später stieg Laurent auf die Plattform der „Constantine“. Er war von seinem Heizer begleitet, dem er in zwei Worten alles erzählt hatte.

Im Hintergrunde ließ der Stations-vorsteher unter der persönlichen Leitung des Herrn Kerguevond, der eben ange-langt war, Lokomotive und Waggon's zusammenstoppen.

Der Gouverneur übergab dem Loko-motivführer die Depeschen, die er dem General Logerot zulommen lassen sollte. „Vorwärts!“

Die „Constantine“ hatte den Bahn-hof zu Algier um 7 Uhr verlassen, eine Stunde später bog sie bei der Station Bab-Arun ab und fuhr jetzt auf dem Wege nach Selif dahin.

Der Lokomotivführer und der Heizer wechselten kein einziges Wort. Lebert stand neben dem Ofen, klopfte in regelmäßigen Zwischenräumen unge-heure Haufen Kohlen hinein.

„Sept heißt es fahren.“ sagte Laurent zu seinem Gefährten.

„Ich bin bereit.“ entgegnete der Hei-zer entschlossen.

„Wie, Sie glauben, daß ihr Brautigam einmal einen recht sorg-samen Ehegatten abgiebt?“

„Fraulein: Ja, den hat bereits seine Wirthschafterin unter dem Pantoffel!“

Surechtweisung. Alter Verbrecher: „Barum Du alle-well mitted' h. Schorikel, dos begreif i nôt, Du darfst Di do mit Deinen lumpigen zwô Jabren Zuchtthaus nô to breit machen.“

Sum Ueberzanga. Enkel (zum Neffen, der Student ist): „Nun, nachdem Dir der Arzt den Alko-hol gründlich verboten, gewöhnst Du Dich langsam ans Wasser?“

„O ja, habe heute schon drei Cognac-gläser voll getrunken.“

Sweideutige Antwort. Herr: „Aber, Meister, die vielen Nä-gel können Sie doch unmöglich zu Ihrer Arbeit alle verwenden, da werden doch viele abhanden kommen.“

Meister: „Keine Sorge; in der Rech-nung finden Sie sie schon alle wieder.“

Das genügt. Frau A.: „Gehen Sie mit in die neue Oper?“

Frau B.: „Danke, die lenne ich schon!“

Frau A.: „So? Sie wird doch heute zum erstenmal gegeben!“

Hart gefolten. Richter: Sie geben also zu, Ihren Wohlthäter bestohlen zu haben! Schäm-en Sie sich nicht, einen armen Mann, der sich so warm Ihnen angenommen, der —“

„Angeklagter: „I bitte, Herr Richter, werden's net sentimental!“

Mißverständniß. Tante: „Aber, Emil, Du bist trotz Deiner 7 Jahre noch so dumm und gar nicht aufgeweckt! Du hast doch einen so klugen Vater, schlägt aber gar nicht nach ihm.“

Emil: „Ach, Tantenchen, das darf ich mir bei Papa nicht erlauben.“

In Coney Island. Besitzer einer Badeanstalt: „Hat denn der Herr, der eben ins Bad ging, auch bezahlt?“

Bademeister: „Nein er sagte, er wolle bezahlen, wenn er wieder herauskame.“

„Nun, und wenn der Mensch er-trinkt, dann bin ich um meinen Quarter!“

So wars nicht gemeint. Im Theater tritt bald nach dem Be-ginne der Vorstellung A. seinem Nachbar G. minutenlang auf den Fuß und hebt dem Spiele fast anständig zu. Da spricht G., dem es endlich doch zu arg wird, höflich: „Verzeihen Sie! Wird das noch lange dauern?“

A.: „Höflich's bis halb elf Uhr.“

Sonderbare Kogit. Radfahrer: „Sie ist heute schon der Vierte, den ich mit meinem billigen Fährband überfahre.“

Ta. ja, die bil-ligen Mäder — die taugen alle nichts.“

Sophistisch. Frau (am 1. Januar zu ihrem Gat-ten): „Da man sich zum neuen Jahre alles Gute wünscht, so wünscht' ich mir ein Perlenkostüm und einen neuen Rad-mantel.“

Großwahn. Herr: „Sie arbeiten also unter dem Pseudonym Wolfgang Friedrich?“

Dichtlerling: „Ja, Goethe's und Schiller's Vornamen.“

Unerbitt. Frau: „Barum so niedergeschlagen, lieber Alfred?“

Geliebter: „Es wird mir 'was Schred-liches nachgefragt! — Ich — Ich soll einen Wig gemacht haben!“

Vorspielung falscher Charakteren. Nachbarin: „Jeden Tag sieht man Ihren Studenten Petroleum holen. Der arbeitet wohl die ganze Nacht?“

Hauswirthin: „Ach wo; der läuft immer mit der Bierflasche; der Nachbarn wegen hat er aber daraufgeschrieben „Petroleum.“

Enfant terrible. Kleiner Neffe: „Onkel, Du hast wohl keine guten Augen?“

Onkel: „Doch, mein Kind, wie kommst Du zu der Frage?“

Neffe: „Papa sagte vor Kurzem, er wolle Dir beimleuchten, wenn Du wieder kampf!“

Teuflicher Grund. Theresie: „Du willst also doch betra-then, Edith? Früher warst Du immer so dagegen!“

Edith: „Ja, ich hab' leghin einen Kurus in einer Hochschule absolviert, und ich will das doch nicht umsonst ge-than haben.“